

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Schicksale.

Roman von Heinrich Kornfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Amerikanisches Copyright by Carl Duncker 1914.)

(Fortsetzung.)

„Ich sagte doch eben — Sie waren im besten Zuge, dem guten Alphonse seinen ganz schönen Plan über den Haufen zu werfen.“

„Was ist denn das für ein Plan, zum Teufel?“

Der Doktor Darragon zog seine kurios buschigen Brauen hoch.

„Das haben Sie doch eben aus seinem eigenen Munde gehört.“

„Zum Teufel — ich habe kein Wort davon verstanden. Er hat ja zu Fräulein Barrel auch nur in Andeutungen gesprochen. Dahinter kann man alles mögliche vermuten. Aber worum es ihm nun wirklich und wahrhaftig geht, warum Fräulein Marguerite eigentlich diese Pläne und Grundrisse besorgen soll . . . das hat er doch nicht verraten.“

„Wenigstens der kleinen Marguerite nicht.“

Der lange Feldgraue fixierte den kleinen Pariser Herrn scharf und andauernd. Unglaublich interessante Situation das — aber verdammt verzwickelt.

„Was heißt — wenigstens der kleinen Marguerite nicht, Herr Doktor? Wissen Sie denn, worum es Herrn de Marsillargues eigentlich geht?“

Sein Gegenüber wiegte bedächtig den Kopf hin und her.

„Zuallererst schon möglich, verehrter Herr.“

„Donnerwetter — dann sagen Sie es mir doch.“

„Ich denk ja garnicht dran.“

„Gestatten Sie mal . . .“

„Ich denk ja garnicht dran, verehrter Herr — weil ich dem guten Alphonse sonst seinen ganzen Plan zumachte.“

„Ist denn dies Projekt so gefährlich?“

„Einigermassen.“

„Gegen wen richtet sich das?“

„Gegen euch alle hier.“

„Aber so reden Sie doch, Mann Gottes.“

„Nicht bevor es nötig ist — und vielleicht auch dann nicht einmal.“

Dem Oberstabsarzt brummte der Schädel.

War er da ganz ahnungslos im Park spazieren gegangen und hatte plötzlich, als er harmlos am Kieswege abwich und quer durchs Unterholz ging — die reizende kleine Marguerite Barrel am Galse dieses Herrn de Marsillargues gesehen. Eigentlich ging ihm das ja garnichts an. Sonderbar nur, daß bei dem Anblick dieser vertraulichen Szene etwas in seiner Brust einen Hops tat, was sonst all die Jahre ganz ruhig und mit preussischer Regelmäßigkeit gearbeitet hatte. Und dazu ein heißes Würgen in der Kehle und ein Zucken in

den Fäusten — akkurat so, als könnte es ihm möglicherweise in diesem Augenblick ein ausgesuchtes Vergnügen sein, dem Monsieur de Marsillargues da ein wenig an den Stehmuldegekragen zu fahren. So ungefähr war ihm zumute, als er die kleine Marguerite Barrel am Galse des Pariser hängen sah.

Und schon wollte die Vernunft in ihm siegen und er sich von dieser programmwidrigen Szene mit stummer Verachtung abwenden und wieder den Rückweg auf die Kiespromenade suchen . . . als der Herr de Marsillargues da plötzlich rätselhaft Mißträge von sich zu geben begann. Aufträge — die den Oberstabsarzt Dr. Hartmann willenlos an seinen Lauscherposten zwischen den Springenbüschen fesselten und ihn seitdem nicht wieder losgelassen hatten.

Und dann stürzte die Marguerite davon und auch der Monsieur de Marsillargues verschwand und der Oberstabsarzt Dr. Hartmann entsann sich des Zudens in seinen Fäusten und machte gerade eine verheißungsvolle Bewegung, dem verführerischen Pariser Herrn nachzusehen . . . — da hatte plötzlich von hinten die Hand herumgelangt und ihn auf seinen Platz gebannt.

Und wie er in seinen Reflexionen soweit gekommen war und noch immer der kleine dicke Mann vor ihm stand, da erkundigte er sich kurz, fast drohend:

„Sagen Sie mal — wie lange standen Sie denn eigentlich schon hinter mir?“

„Die ganze Zeit.“

„Und weshalb machten Sie sich nicht bemerkbar?“

„Weil sonst die beiden andern da bei der Rasenbank mich gehört und ihre interessante Auseinandersetzung dann möglicherweise vorzeitig abgebrochen hätten.“

„So. — Und wie mich hat auch Sie der Zufall ganz wider Erwarten zum Zuhörer dieser Unterredung gemacht?“

Darauf schüttelte der Doktor Darragon bedächtig den Kopf.

„Nicht der Zufall, sondern die Absicht. Ich wußte, daß Herr de Marsillargues mit Mademoiselle Barrel vor seiner Rückkehr nach Paris eine Auseinandersetzung beabsichtigte, der ich mir sofort vornahm, insgeheim beizuwohnen.“

„Woher wußten Sie denn das?“

„Weil Herr de Marsillargues es mir selbst gesagt hatte.“

„Dann wissen Sie doch auch, was der Mann im Schilde führt?“

„Allerdings.“

„Und dann wissen sie doch auch, zu welchem Zweck er die Pläne und Grundrisszeichnungen braucht?“

„Allerdings.“

„Also zum Donnerwetter — dann rücken Sie doch schon raus mit Ihren Wissenschaften.“

„Nicht vor der Zeit.“

Dieser Halsstarrigkeit gegenüber versuchte der lange Oberstabsarzt noch ein letztes Mittel — er wurde eifrig; offiziell; dienstlich; militärisch; deutsch.

Seine Stimme bekam den schwarzen Kasernenhofstou — den er so oft von den jüngsten, sonst väterlich belächelten Leutnants in der Heimatkaserne gehört hatte.

„Mein Herr — ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie sich hier im Bannkreise der deutschen Militäroberhoheit befinden.“

Den Doktor Darragon rührte das offenbar wenig. Jedenfalls nicht er ganz behaglich.

„Diese Erkenntnis war mir schon gekommen, noch bevor ich das Verquiten Ihrer Bekanntschaft hatte.“

„Freiheit!“ . . . dachte der Oberstabsarzt; aber die Schlagfertigkeit des kleinen dicken Mannes imponierte ihm doch. Sowas konnte er leiden; sowas war nach seinem Geschmack.

Trotzdem. — keine Schwäche verraten!

„So werden Sie sich auch darüber klar sein, daß ich unter Umständen die Macht besitze, Sie am Verlassen des Schlosses St. Chamant und an der Rückkehr nach Paris zu hindern?“

„Selbstverständlich haben Sie diese Macht. Und ich wäre Ihnen sogar verpflichtet, wenn Sie in meinem und Ihrem Interesse einen Vorwand fänden, der mir die Möglichkeit gibt, meinen Aufenthalt auf St. Chamant über die nächsten Wochen auszudehnen.“

Das war schon wieder etwas, was der Deutsche nicht verstand. Er gab — als gänzlich ungeeignet, den militärischen Ton auf und bemerkte zweifelnd:

„Aber Verehrtester — dazu brauchen Sie mich doch nicht? Wenn Sie gern ein paar Wochen hier bleiben möchten, so bitten Sie doch einfach die Marquise um ihre Zustimmung und Erlaubnis.“

„Die Marquise?“

„Na versteht sich doch am Rande. Sie hat doch darüber zu entscheiden.“

„Aber ich kenne ja die Marquise von St. Chamant kaum. Ich hab in meinem Leben noch keine zwanzig Worte mit ihr gewechselt. Ich hab sie doch erst heut früh überhaupt kennen gelernt.“

Der Oberstabsarzt riß die Augen auf. Das war ja ein ganz sonderbares Gewächs.

„Entschuldigen Sie mal — soweit ich mich entsinnen kann, haben Sie doch gestern an dem Begräbnis teilgenommen.“

„Das habe ich auch.“

„und daranshin nahm ich natürlich an, daß Sie irgend ein naher Verwandter des Hauses seien.“

„Ich bin von nichts weiter entfernt, als ein naher Verwandter der Marquise zu sein, mein Herr.“

„Aber zum Donnerwetter — entschuldigen Sie vielmals . . . ich meine — was suchen Sie denn da eigentlich hier auf dem Schloß?“

„Jetzt hätte ich einen sehr triftigen Grund — seit dieser Szene an der Rasenbank. Vorher fehlte mir dieser Grund.“

„Sie sind demnach gewissermaßen um nichts und wieder nichts hergekommen?“

„Dressender könnte ich es selbst nicht charakterisieren, mein Herr.“

Da wurde dem langen Oberstabsarzt die Sache zu dumm.

Er entschied kurzerhand:

„Jetzt müssen Sie mitkommen.“

„Wohin denn?“

„Zu dem maßgebenden Herrn hier auf St. Chamant.“

„Wer ist denn das?“

„Eine deutsche Erzellenz, Verehrtester.“

„Und was soll ich bei dem Herrn?“

„Ihm dieselben Geschichten wiederholen, mit denen Sie mir hier eben den Kopf ramdbösig gemacht haben.“

Im ersten Augenblick schien es, als hätte der kleine dicke Doktor Darragon doch schwere Bedenken gegen diese neue, drohend auftauchende Bekanntschaft. Dann aber fügte er sich und begleitete den Oberstabsarzt willig. Vielleicht, daß ihm letzten Endes diese Wendung der Angelegenheit nicht einmal unangenehm war.

So kam es, daß der lange Oberstabsarzt fünf Minuten später mit seinem aufgedrissenen Erbfeind das Ordnonanz-vorzimmer des Kavalierrhauses betrat.

Der Rittmeister Brännow saß an seinem Schreibtisch und war gerade damit beschäftigt, die seit den letzten Stunden

eingelaufenen Rapporte der Ordnonanzoffiziere für seinen Chef zusammenzustellen.

Einigermaßen verblüfft zog er die Brauen hoch, als die beiden — der lange dünne Baban und der kurze dicke Pariser — sein Zimmer betraten und als der Oberstabsarzt verlangte, bei seiner Erzellenz dem kommandierenden General von Lüßow sofort gemeldet zu werden.

„Was haben Sie denn schon wieder auf der Pfanne, Sie Heinsäger?“

„Eine fabelhaft wichtige Geschichte, Brännow. Ich bin gerade dabei, eine hochpolitische Affäre zu entwirren.“

Der Rittmeister lachte.

„Und dazu müssen Sie ausgerechnet Erzellenz stören?“

„Ausgerechnet. Denn die Verantwortung ist zu schwer, als daß ich es wagte, sie allein auf meine jungfräulichen Schultern zu nehmen.“

Dieser ernsthaften Begründung war der bayerische schwere Reiter nicht gewachsen. Seufzend erhob er sich aus seinem bequemen Armstuhl.

„Na, dann man rein ins Vergnügen.“

Er klopfte an die Tür des Nebenzimmers, verschwand und kam nach einer halben Minute wieder heraus, machte die Tür einladend weit auf:

„Erzellenz läßt bitten.“

Und dann stand der Oberstabsarzt Dr. Hartmann mit seinem rätselhaften Sorgenkind vor dem Oberbefehlshaber der XI. Armee.

Der hohe Herr saß hinter einem durch seitwärts herangestellte Tische riesenhast vergößerten Schreibtisch, dessen Platte mit einem Buß von Papieren bedeckt war. Bis an die Ohren stand das Tischtelefon in Akten und Meldezetteln und Relieffarten vergraben.

Seine Erzellenz sah kurz und scharf auf, als der Oberstabsarzt militärisch knapp die Haden zusammenschlug und der Doktor Darragon sich leicht verneigte.

Dann gab der Oberstabsarzt einen kurzen Bericht und es begann ein Frage- und Antwortspiel zwischen seiner Erzellenz und dem Pariser, dem der Doktor Hartmann stumm und interessiert und sogar ein wenig schadenstroph zuhörte.

Denn der General von Lüßow brachte es ebensowenig fertig, dem Doktor Darragon die letzten Geheimnisse abzufragen, wie das seinem Oberstabsarzt gelungen war.

Obwohl der Herr von Lüßow sicherlich nicht wußte, was zuerst beginnen, obwohl die Ordnonanzen und Adjutanten andauernd neues Material brachten, das der sofortigen eifigen Bearbeitung harrie . . . so fand er doch Zeit und Muße, mit dem interessantesten geheimnisvollen Pariser Herrn eingehend zu konferieren.

Aber auch ihm glückte es nicht, den Doktor Darragon aus seiner Reserve herauszuloden.

Schließlich riß ihm die Geduld.

„Aber mein Herr, machen Sie sich gefälligst klar — Sie verlangen von mir die Nennung eines Vorwandes, der Ihr vorläufiges weiteres Bleiben auf St. Chamant begründet und sichert. Selbst wenn ich diesen Vorwand fände, selbst wenn Sie Gelegenheit hätten, Ihren hiesigen Aufenthalt um einige Wochen auszudehnen . . . vergessen Sie nicht, daß Ihre Bewegungsfreiheit dann nur eine sehr gehemmte wäre.“

„Immerhin.“

„Ich stelle ausdrücklich fest, Herr Doktor Darragon — Sie sind nach Ihren eigenen Erklärungen nicht von der Frau Marquise zum Besuch des Schlosses aufgefordert worden. Wir haben vorläufig auch kein Interesse daran, Sie hier zurückzuhalten. Sie haben in dieser Minute noch die Möglichkeit, St. Chamant frei und ungehindert zu verlassen und nach Paris zurückzukehren. Von dem Augenblick an, wodurch meine Vermittlung Ihr weiterer Aufenthalt auf St. Chamant gesichert wäre, hätten Sie diese Möglichkeit nicht mehr.“

„Ich weiß das, Erzellenz. Und bitte trotzdem um Ihre gütige Vermittlung.“

„Und Sie weigern sich endgültig, mir die Gründe Ihres Vorhabens zu enthüllen?“

„Nicht endgültig, Erzellenz, sondern nur vorläufig.“

„Der Wunsch Ihres Hierbleibens richtet sich gegen eine bestimmte Person?“

„Ja; Erzellenz.“

(Fortsetzung folgt.)

Des Kriegers Glüd.

Eine heitere Geschichte von Paul Witz
Nachdruck verboten.

Vor Atlas war Herr Albert Bräunlich verwundet worden. Eine Granate hatte ihm den linken Arm verletzt, so schwer, daß er durch den starken Blutverlust ohnmächtig hinsank. Als er wieder bei Bewußtsein war, lag er bereits im Lazarett. Die Operation war schon vollzogen, der Granat splitter entfernt und der ganze linke Arm lag im dicken Gips-Gaze-Verband. Ein paar Wochen mußte er so liegen bleiben, sehr zu seiner Qual. Doch als endlich der Verband abgenommen wurde, da ergab sich das traurige Resultat, daß drei Finger der linken Hand steif geblieben waren. Nun wurde er nach Berlin geschickt, kam in eine der Sammelstellen, wo er orthopädische Übungen machen mußte, um die halbgelähmte Hand dem Leben zurückzugewinnen.

Stundenlang sah er oft einsam im Tiergarten oder in anderen Parkanlagen und malte sich seine Zukunft in grauen Farben aus. Heute hatte er sich aus der Bibliothek der Sammelstelle ein Buch holen lassen, um nicht wieder in solche quälende Grübeleien zu verfallen.

Nachdenklich schlug er den Band auf und las den Titel. Der ließ ihn lächeln. Es war ein Roman von Luise Mühlbach. Wieder mußte er lächeln. Wer las heute noch etwas von der seligen Mühlbach! Jedemfalls hatte ein Buchhändler seine alten Leihbibliotheksbestände hervorgehakt und sie der Sammelstelle gestiftet. Denn dieser vergilbte und stark zerlesene Band sah ganz so aus, als ob er ehemals eine Leihbibliothek geziert hätte.

Mit lächelnder Behmut hob er das Buch auf und begann zu lesen. Doch er kam nicht weit. Alles, was er las, interessierte ihn doch so wenig, daß seine Gedanken bald wieder ihren eigenen Sorgenweg fanden. Der Band fiel ihm aus der Hand.

Als der Band gefallen war, schob sich aus der Mitte plötzlich ein Zettel hervor.

Albert Bräunlich zog das Blättchen heraus und las.

„Ich bin eine Optimistin. Ich will meine Hoffnung auf einen glücklichen Zufall setzen. Vielleicht findet ein junger Mann diesen Zettel, und vielleicht hat dieser junge Mann den Mut, mich zu befreien. Ich lebe und leide unter der Tyrannei einer Tante. Ich möchte gar zu gern heiraten, aber ich lerne fast gar keine Männer kennen, weil die Tante mich mit Argusaugen bewacht. Ich bin eine „gute Partie“, und ich glaube wohl, daß ich einen Mann recht glücklich machen könnte. Wenn sich also ein Mutiger findet, so möge er nur vertrauensvoll nach Westende, Marienstr. Nr. 3, kommen und dort im Parterre nach Fräulein Lydia Ebersbach fragen; bitte aber nur in der Zeit von zwei bis drei Uhr, weil dann die Tante schläft. Ich hoffe!“

Albert Bräunlich mußte, trotz seiner grämlichen Stimmung, lächeln über den Ull, denn etwas anderes konnte es ja doch nicht sein, dann aber, als er den Inhalt noch einmal durchsah, fesselte ihn eine Naivität, die ihm echt zu sein schien und da durchsuchte ihn plötzlich der Gedanke: Und wenn es nun kein Ull, sondern ernstgemeint wäre!?

Er las die Zeilen nochmals und dann noch einmal. Dann sann er nach. Und plötzlich stand er auf, ging in den nächsten Zigarrenladen und erbat sich einen Einblick in des Adressbuch.

Wirklich, da stand es:

Marienstr. 3, part. Lydia Ebersbach!

Raum konnte er sich beherrschen.

Wie eine frohe Botschaft klang ihm plötzlich eine Stimme ins Ohr — wie eine helle Freude leuchtete es vor seinen Augen.

Natürlich mußte er hingehen, mochte daraus werden, was wollte!

Um zwei Uhr trat er den Weg an. Das Herz wachte ihm wie einem Gefandener, der sein erstes Stelldichein hat. Als er endlich die Klingel zog, zitterte seine Hand so stark, daß er alle Kraft zusammennehmen mußte, um Herr der Situation zu bleiben.

Ein älteres Dienstmädchen öffnete und fragte nach seinen Wünschen.

„Ich möchte Fräulein Ebersbach sprechen; bitte, hier ist meine Karte,“ sagte er so ruhig, als es ihm nur möglich war.

„Das junge oder das alte Fräulein?“ fragte die Magd, indem sie ihm ein wenig ersaunt musterte.

Kurz entschlossen antwortete er nur „Fräulein Lydia Ebersbach.“

Jetzt lächelte die Magd ein wenig: „So heißen beide Damen, die Tante und die Nichte.“

„Also bitte, melden Sie mich dem jungen Fräulein und sagen Sie, bitte, ich käme wegen des Mühlbach'schen Romans.“

Er mußte warten.

Dann kam die Magd zurück und sagte: „Das Fräulein läßt bitten,“ wobei sie ihn in den Salon führte.

Als er eintrat und sich umsehen wollte, kam durch eine andere Tür ein junges Mädchen, das ihn ersaunt musterte, aber mit wohlgezogener Manier zum Sigen einlud und fragte: „Dart ich erfahren, was Sie zu uns führt?“

Er sah sie an mit unverhelter Bewunderung, denn er fand, daß sie nicht nur jung und hübsch war, sondern daß sie auch einen Hauber echt weiblicher Nimm ausstrahlte, der ihm das Herz pochen ließ.

Endlich begann er: „Ich habe den Mühlbach'schen Roman „Alpha Beby“ gelesen, und ich bin dem Zufall dankbar, daß er mir dies alte Buch in die Hand gespielt hat!“

Sie nickte lächelnd, sagte aber nichts.

Etwas unsicher begann er wieder: „Sie sehen also gnädiges Fräulein, daß Ihr Optimismus Sie nicht irreführt hat, — es geschehen auch heute noch Wunder, — man muß eben nur daran glauben!“

Darauf erwiderte sie lächelnd: „Verzeihen Sie, mein Herr, aber ich verstehe nicht, worauf Sie anspielen.“

Jetzt riß er sich zusammen und sagte: „Ich bin der Mutige, gnädiges Fräulein! Und wenn ich Ihnen nicht mißfalle, so — weiter kam er aber nicht, denn sie erhob sich und antwortete artig, aber bestimmt: „Ich glaube mein Herr, daß hier ein Mißverständnis vorliegt.“

„Aber nein, meine Gnädigste,“ beteuerte er. „Ich habe Ihren Zettel gefunden!“

„Welchen Zettel? Ich weiß von keinem Zettel!“

„Was!?“ — Einen Augenblick sah er sie prüfend an, dann entgegnete er heiter zwar, aber doch mit einiger Energie: „Sehen Sie, gnädiges Fräulein, das war nun nicht nett! Wenn man schon mal so etwas tut, muß man auch die Konsequenzen seiner Handlung tragen! — Oder aber, wenn ich Ihnen denn absoht nicht gefalle, dann gestehen Sie es wenigstens offen ein, dann empfehle ich mich sofort wieder!“

Lächelnd antwortete sie: „Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, hier liegt ein Mißverständnis vor. Ich weiß wirklich von keinem Zettel!“

Nun wurde er mit einem Male kleinlaut: „Also hat sich jemand anders mit Ihrem Namen einen sehr schlechten Scherz erlaubt! — Hier bitte, dies Papier fand ich heute in dem Roman!“ — wobei er ihr das Zettelschen überreichte.

Höchst erstaunt las sie, las wieder, lächelte dann und sagte endlich: „Das ist aber wirklich sehr sonderbar!“

Dann hingelte sie, und als gleich darauf die Magd ersaunt, gab sie ihr leise einen Auftrag.

Mit einigem Bestreben hatte er ihr ganzes Gebaren mitangesehen, in dessen wagte er nicht zu fragen, sondern wollte abwarten, wie sich das Rätsel lösen würde.

Schon in der nächsten Minute wurde die Tür geöffnet und eine alte Dame trat ein.

„Liebe Tante,“ begann das Fräulein, nachdem sie vorgestellt hatte, „dieser Herr hat heute diesen Zettel in einem alten Roman gefunden; wenn ich nicht irre, hast du das geschrieben, nicht wahr?“

Herrn Albert Bräunlich wurde es plötzlich schwarz vor den Augen und das ganze Gebäude seiner kühnen Hoffnungen sank in ein Nichts zusammen.

Inzwischen hatte sich die alte Dame ihre Brille aufgesetzt und las nun den Inhalt des kleinen Papiers. Dann lächelte sie mit leiser Behmut und sagte mit milder Stimme:

„Ja, ja, das habe ich einst geschrieben. Aber vor vierzig Jahren. Jetzt dürfte es wohl zu spät sein, mich noch zu quälen. Sie hätten das Papier früher finden müssen, junger Herr! Aber die alte Tante, die mich dereinst gefangen hier festhielt, ist längst begraben, und, wie Sie sehen, bin ich nun selbst eine alte Tante geworden!“

Schmeichelnd kam die Nichte heran — umfaßte sie und rief: „Aber Du bist mir keine Tyrannin geworden Tantchen!“

Herr Bräunlich kam sich jetzt wirklich hier sehr überflüssig vor; er bat vielmals um Gutschnuldigung und wollte sich empfehlen.

Aber Tantchen ließ ihn nicht fort; er wurde zu einer Tasse Kaffee eingeladen. Und er blieb.

Und als man erst beim Kaffee saß, wurde die Stimmung so traulich und gemütlich, daß Herr Albert Bräunlich auch noch blieb, als längst der Kaffee ausgetrunken war.

Natürlich mußte er von seinen Erlebnissen im Felde berichten, was er denn auch in ausgiebigster Weise tat, denn er sah, daß beide Damen — vor allem aber das junge Fräulein — sehr interessiert zuhörten. Aber auch von seiner schon verheilten Wunde sprach er, doch als sie ihn dann bedauern wollten, schüttelte er in lächelnder Verlegenheit ab, denn er hatte plötzlich die Hoffnung, daß seine Hand sicher bald wieder durchaus gebrauchsfähig sein würde.

Und dann erzählte auch das Tantchen von ihrer Jugend — wie sie einst für die Romane der Mühlbach geschwärmt hätte, und wie sie in schwärmerischer Hoffnung dereinst sehrend auf den Retter gewartet hätte.

Und während Tantchen so stolz erzählte, beobachtete Herr Albert Bräunlich unangeseht das junge Fräulein, an dem er immer mehr Reize entdeckte, und dem er schließlich sogar schon ein wenig den Hof machte.

Als er sich endlich empfahl, lud Tantchen ein, bald wieder zu kommen, was er denn auch sofort hofvertraut versprach; und als er fort war, fragte die alte Dame ihre Nichte, wie ihr der junge Mann gefallen habe, worauf die Kleine errötend antwortete: „O, ganz nett.“

Da lächelte Tantchen stillvergnügt; bei sich aber dachte sie: Vielleicht blüht der Meinen das Glüd, auf das ich vergebens hoffte! Und er kam wieder, bald sogar, und er fand das Glüd, das Glüd der reinen jungen Liebe!

Vermischtes.

*** Nahhafte Freundschaften.** Man schreibt uns: Die erfindlichen Hausfrauen wissen hin und wieder auf eigene Art ihren eingeschränkten Besitz an manchen wichtigen Nahrungsmitteln unauffällig zu ergänzen. Sie schließen nämlich Butter- und Eierfreundschaften. Namentlich in ländlichen Gebieten sind solche Freundschaften bald angebahnt. Sie kommen in eine Ortschaft, wo die gadernden Hühner am Straßenrand zupfen und scharren und ihre Besitzerin vielleicht im kleinen Hausgärtchen Salat sichtet. Man wird Jaungast, sagt mit liebenswürdigster Stimme guten Tag, lobt die Erbsen im Beet, den Salat, die schönen Blumen und den gut in Stand gehaltenen Garten. Gleich geht man dann zu den Eiern über, tastet und horcht die Stimmung heraus. Natürlich sind die Eier knapp, man verkauft keine, ist sie selbst. Aber die Stadtfrau hat ein paar illustrierte Blätter mitgebracht, die neuesten Zeitungen, und in beiden sind allerlei landwirtschaftliche, hausfrauliche Winke. Die idyllisch sie geschnitten der Eierbesitzerin, fragt nochmals nach dem Eierpreis, verspricht, mehr von solchen interessanten Blättern zu bringen, darinnen auch noch über Kindererziehung und Frieden steht und — und bekommt nach Seufzen und hunderttausend Versicherungen, daß man alles fortgegeben, ein paar der schönsten frisch gelegten Eier. Mit der Butter ist's ähnlich. Jemandem in der Nachbarschaft hat eine Frau Verwandte auf dem Lande, die von den Nachbarn Butter bezieht. Man listet nach der Belanntschaft, macht ein Schwätzchen, lobt das Butterglück der Nachbarin, schenkt ihr einen Blumen- oder Neandabaleger, oder weiß ein billiges Eierfuchen- und Rübelpfezept und hat sich soweit das Vertrauen der neuen Belanntschaft erworben, daß einem ein halbes oder ein viertel Pfund der köstlichen Eierschmiere großmütig abgelassen wird. Diese Freundschaften wollen natürlich mit der allergrößten Höflichkeit und Aufmerksamkeit gepflegt werden, wenn sie von nahrhaftem Bestand sein sollen. Eine Hausfrau, die auf diese Weise Eier- und Butterfreundschaften geschlossen hatte, versicherte sogar, daß sie sich zu dem Gang ihren Anzug genau auswählte, denn seit sie gemerkt habe, daß ihre Butterfreunden ihren neuen Plummerhat mit neidischen Blicken betrachtete, setzte sie einen ganz schabigen auf.

*** Von einer neuen Nahrungsmittelquelle** aus der Meeresstiefe weiß Prof. Dr. J. Schiller in Wien (in einem Aufsatz in Nummer 42 der illustrierten Zeitschrift Ueber Land und Meer, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) zu melden. Wir geben diese Probe der Betrachtung wieder: Sehr geschätzt wurde früher in Deutschland das Isländische Moos, auch Carragen genannt. Es stellt die beiden getrockneten Notalgier *Chondrus crispus* und *Gigartina mamillata* vor, die hauptsächlich in Island gesammelt werden. Des hohen Schleimgehaltes wegen dient das Carragen als reizmilderndes Nahrungsmittel. Früher wurde es mit Milch gekocht und für schwache Kinder verwendet. Noch heute sind manche Meeresalgen als Heilmittel bei den nördlichen Küstenbewohnern Carovos und den Japanern hochgeschätzt, und die Kroaten an der Küste Dalmatiens verwenden unterschiedslos alle vom Meere ausgeworfenen Algen zur Bereitung eines als Universalmittel angesehenen Toces. Daher werden dort anlässlich der Wochenmärkte selbst in vom Meere weit entlegenen Orten die getrockneten Algen in den Buden feilgeboten. Als Nahrung für Tiere wird der Tang im nördlichen Norwegen und in Schottland verwendet, und zwar in getrocknetem Zustande während des Winters an Stelle von Heu. Er soll gern von Kühen und Schafen genommen werden und den Tieren sehr gut bekommen. Leider wird der Tang an den deutschen Küsten nicht in solchen Mengen ausgeworfen, daß er zur Streckung der Futtermittel herangezogen werden könnte. Höchstens könnte die Besatzung Helgolands die dort in gewaltigen Mengen ausgeworfenen Tangen für obige Zwecke in Verwendung nehmen. In Gotland wird der Wasentang (Schweinetang) mit Mehl vermischt zum Füttern der Schweine benutzt. Am bedeutendsten ist die Nutzung der Meerespflanzen zur Düngergewinnung an der Nordwestküste Frankreichs, in England und an der Westküste Nordamerikas. An der französischen Küste zwischen Baimbol und Brest, auf einer Strecke von ungefähr 400 Kilometer und 1 Kilometer landeinwärts, bilden sie das einzige Düngemittel, das prächtige Weizen- und Gerstenernten liefert. In der Union bemüht man sich energisch, unterstützt und angeregt von der Regierung, die großen Tangen als Kaliquelle auszunutzen. Die dort zur Feststellung des Tangbestandes eingesetzten Kommissionen konnten schon bis zur 3-Meter-Tiefenlinie mindestens 8 000 000 Tonnen verwertbarer Tangen (Laminarien besonders) feststellen, die ungefähr 400 000 Tonnen Chloralkali im Werte von 16 000 000 Dollar ergeben würden. Die bisherige Einfuhr der Kalisalze aus Deutschland hat einen Wert von etwa 13 000 000 Dollar. Der hohe Gehalt an Kali läßt den Tangdünger besonders für Kartoffel- und Rübenbau, auch für Klee vorteilhaft erscheinen.

*** Eine Kochvorschriften-Kartothek.** Ein neuer Gesprächsstoff ist allmählich durch den Krieg gesellschaftsfähig geworden: das Kochen. Wohin man auch hört, überall sprechen die Leute vom Essen. Die Hausfrau wird mit gutgemeinten Ratschlägen förmlich überhäuft, und da sie überdies mit Einkäufen und Entleeren überlastet ist, vergißt sie über den neuen und neuesten Rezepten das vorher Gehörte. Gerade zu rechter Zeit erscheint da (bei Carl

Kaiser, Geschäftsbücherei in Stuttgart) eine Gedächtnishilfe in Form eines ansehnlichen Kästchens, das bald ein getreuer Berater der Hausfrauen werden dürfte. Das Schränkchen, das sich praktisch nach oben öffnen und nach vorn ausziehen läßt, enthält 30 Zeitkarten, die den Titel der verschiedenen Speisarten tragen, dahinter kann eine beliebige Anzahl kleinerer Karten untergebracht werden, welche die Einzelvorschrift aufnehmen. Diese kann eingeschrieben oder auch, ausgeschrieben, aufgeklebt werden. Die Schreibarten sind natürlich auch einzeln erhältlich, so daß man durch fleißiges Sammeln sich bald ein gebrauchsfähiges und praktisches Kochbuch anlegen kann.

*** Gemüsetrocknung im Haushalt.** Es ist nicht ratsam, das Gemüse, das man für den Winter konservieren will, ohne weiteres an der Luft zu trocknen, da es hierdurch einen Feigeruch und -geschmack erhält, der nicht wieder zu beseitigen ist. Durch schnelles Trocknen im Ofen wird es aber zähe und pelzig, nimmt später kein Wasser mehr auf und kocht deshalb schwer. Vereinfacht man jedoch beide Verfahren sachgemäß, erhält man ein haltbares und wohlschmeckendes Produkt. Man säubert das Gemüse, bereitet es zum Trocknen vor, indem man Kohl, Kohlrabi und grüne Bohnen säubert, Erbsen entfernt, Spinat, Petersilie, Dill und andere Gemüse und Speisewürzen, aber nicht zerhackt, auf Bleche ausbreitet und diese nach dem Baden in den Backofen oder nach dem Braten in den Backofen schiebt, wo sie nicht trocknen, sondern nur stark abwelken dürfen. Man läßt öfters die Dentsir, damit der Wasserdampf abziehen kann. Das vollkommen abgewellte, aber noch schmecksame Gemüse wird an einem schattigen, luftigen Orte oder auf Herdtrocknen, Obstkorben unter öfterem Umräumen so lange getrocknet, bis es zum Zerbrechen dürr geworden ist. Völlig trocken, füllt man es in Leinen- oder Papierfäcke und bewahrt es hängend an luftigen, trockenem Orte auf. Spinat und Würzkräuter zerreibt man nach dem Trocknen, dadurch spart man später das Zerhacken. Alle Gemüse müssen vor dem Gebrauch 24 Stunden eingeweicht und im selben Wasser gekocht werden.

*** Die Verwertungsmöglichkeiten der Brennnessel.** Wie bekannt, beschäftigt sich die deutsche Webstoff-Industrie augenblicklich lebhaft mit dem Gedanken, aus der Brennnessel die verdauliche Faser zu gewinnen, so daß das ehemalige „Unkraut“ voraussichtlich wieder zu hohen Ehren gelangen wird. Durch die Beachtung, die so dieser Pflanze geschenkt wird, ist man auch weiter auf überraschende Vorzüge der Nessel gestoßen. Eine bekannte Tatsache war, daß die Blätter für die Aufzucht jungen Geflügels mit großem Erfolg verwendet werden könnten, und auch bei der Fütterung von Kühen und Ziegen waren gute Erfahrungen gesammelt worden. Weitere Versuche haben ergeben, daß zu Hächel geschnittene Nesselstauden auch von Pferden gern genommen werden, und daß besonders Tiere, die durch Ueberanstrengung oder Verwundung während des Feldzuges sehr herabgekommen waren, sich bei diesem Futter schnell und gut erholten. Der holzige Kern der Nessel wird von der heimischen Industrie zu Oxalsäure verarbeitet und die Papierindustrie macht sowohl feine Schreib- wie auch Löschpapiere daraus. Aus den Blättern wird der grüne Farbstoff (Chlorophyll) gewonnen, der vor dem Kriege ein großer Ausfuhrartikel war. Ferner wird die Nessel verwendet zur Herstellung medizinischer Seifen (z. B. „Artit“), zur Fabrikation von Saftwasser, Nesselspiritus, für Rheuma usw. Die Blätter geben außerdem einen schmackhaften Tee, der sowohl als Arznei, wie auch als Genussmittel im Gebrauch ist.

Büchertisch.

- Krieg und Seelenleben von Prof. Dr. R. Sommer, Geh. Med.-Rat in Gießen. Otto Nemnich Verlag, Leipzig. Preis 1 Mk. Dieses Büchlein ist, wie das Vorwort besagt, aus der Rektoratsrede über Krieg und Seelenleben entstanden, die Geh. Rat Sommer am 1. Juli 1915 an der Universität Gießen gehalten hat. Sie beruht einerseits auf den Erfahrungen, die der Verfasser bei den vielen in seiner Klinik aufgenommenen verwundeten und kranken Soldaten gemacht hat, andererseits auf den psychologischen Betrachtungen, zu denen der Krieg im Feld und in der Heimat reichlich Gelegenheit geboten hat. Da der Verfasser besonders starke Anregung hierzu durch die vielfachen Schreiben Gießener Studenten aus dem Felde erhalten hat, widmet er das kleine Buch in erster Linie den deutschen Studenten.

Logogriff.

Ich spende der ganzen lebendigen Welt
Ein Etwas, das mächtig zusammen sie hält.
Und wenn dir das fehlt, so beschaffst du dafür
Erfah aus der Tiefe; auch der stammt von mir.
Er ist einst durch mich nur zum Leben erwacht,
Ging unter und liegt jetzt begraben in Nacht.
Nun setze in mich statt des „n“ nur ein „b“,
Gleich dien' ich dem Wundarzt und tu' dir gar weh,
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Bager, Bafel, Barie.